

Über Huschang Golschiri

Von der Krankheit Huschang Golschiris erfuhr ich im Urlaub. Ein Radiosender rief mich Ostermontag auf dem Handy an, um mich zu den Zeitungsverboten und Verhaftungen in Iran zu befragen. Welche Verbote, welche Verhaftungen? fragte ich. Vom Redakteur ließ ich eilig mir die Informationen geben, die ihm die Agenturen geliefert hatten, und verabschiedete mich dankend. Ich drückte den roten Knopf, der beim Handy das Auflegen des Hörers ersetzt, und wählte im selben Impuls die Nummer Huschang Golschiris in Teheran. In der Zeit, die das Freizeichen brauchte, bis es in krächzender Leitung erklang, fand ich Gelegenheit zu hoffen, daß die Lage nicht so schlimm sei, wie es die Meldungen vermuten ließen. Aber bereits im „Hallo“, mit dem sich seine Frau Farzaneh Taheri meldete, schienen sich die Befürchtungen zu bestätigen. Ein knappes Begrüßungsritual später erfuhr ich, daß ich mich getäuscht hatte und auch nicht. Golschiri sei zusammengebrochen und liege auf der Intensivstation. Die Ärzte vermuteten, er leide an Lungenkrebs. Genaueres ließe sich erst morgen oder übermorgen sagen. Die meiste Zeit sei er bewußtlos. Wenn er die Augen für kurze Zeit öffne, sehe er sie nur traurig an.

Ein halbes Jahr zuvor hatte er uns das letzte Mal besucht. Er wartete auf ein Visum für England, wo er mit zwei, drei Verlegern sprechen wollte, die an seinen Texten interessiert waren. Den Antrag hatte er schon während seines letzten Aufenthaltes beim Konsulat in Düsseldorf eingereicht. Man werde sich bei ihm melden, sobald das Visum bewilligt sei, hatte man ihm mitgeteilt. Es war nicht möglich, beim Konsulat nach dem Stand der Dinge zu fragen. Wenn ich anrief, war die Leitung entweder besetzt oder es meldete sich niemand, oder wenn sich eine Dame meldete, schickte sie mich auf die Warteschleife. Vielleicht schloß sie dann mit ihrer Kolleginnen Wetten auf meine Geduld ab. Golschiri kannte das schon. Meinen Vorschlag, auf gut Glück nach Düsseldorf zu fahren, verwarf er. Schon während seines letzten Aufenthaltes in Deutschland hatte er persönlich vorgesprochen und Stunden später die Auskunft erhalten, man werde ihn zu gegebener Zeit anrufen. Gut für uns, daß

die Briten sich so anstellen und er uns deshalb noch eine Weile mit dem Ehre seiner Anwesenheit beglücken werde, sagte ich. Auf Persisch sagt man solche Dinge, wenn man sagen möchte: Ist doch ganz schön, dann können wir noch ein bißchen Backgammon spielen. Na, dann hol mal das Brett, knurrte er. Wir gingen in unsere Zimmer, um die Pyjamahosen anzuziehen, und trafen uns im Wohnzimmer wieder. Zum richtigen Backgammonspiel gehören in Iran die Pyjamohosen, weil nur sie den Beinen genügend Freiheit gewähren, um auf einem Perserteppich bequem zu sitzen (eine Jogginghose erfüllte den gleichen Zweck, doch wie kümmerlich staut sich, Speckfalten gleich, ihr feister Stoff an Männerbeinen, vergleicht man es mit den luftigen Wellen einer Pyjamahose). Ich bereitete Tee, füllte die Pistazien in die Schale und setzte mich zu ihm auf den Teppich. Meistens ging er aus den nächtlichen Spielrunden als Sieger hervor, und dann schüttete er tagelang seinen Hohn über mich aus. Ausländer! Anfänger! Möchtegern-Isfahani!

Wie konnte er spotten! Selbst mir schossen die Tränen in die Augen, während sich meine Frau Katajun Amirpur längst vor Lachen krümmte. Und wie konnte er meinen Spott parieren! Auch wenn ich ausnahmsweise gewonnen hatte, war der Begossene am Ende immer ich. Aber es waren doch auch ungleiche Voraussetzungen: Ich mit meinem Pidginpersisch, und er der große Dichter, dem wenige in Iran abstritten, die kunstvollste Prosa unter allen Zeitgenossen zu schreiben. Wenn ich mit Golschiri sprach, geschah es oft, daß ich plötzlich spürte, etwas nicht verstanden zu haben. Das geschah mir nur mit ihm. Dann begriff ich, daß ein Witz wieder mal zu subtil gewesen war, um von mir bemerkt zu werden. Er freute sich jedesmal diebisch, wenn ich die Abzweigung in die Ironie oder die Grotteske verpaßt hatte, und ging den Weg zur Pointe noch einmal Schritt für Schritt nach. Er betrachtete es als eine Lektion, und das war es tatsächlich. Golschiri, der nach dem Abitur ein paar Jahre als Dorfschullehrer bei Isfahan gearbeitet und sich, seit er Ende der sechziger Jahre durch seinen Kurzroman *Prinz Ehtedschab* auf einen Schlag berühmt wurde, wie kein anderer Autor seiner Generation für die jungen Schriftsteller und Schriftstellerinnen in Iran eingesetzt, sich um sie gekümmert und sie trotz

Lehrverbot unterrichtet hat, Golschiri blieb in jeder Sekunde seines Alters ein Pädagoge. Er konnte nicht anders, als alle Welt vor ihren Fehlern zu bewahren versuchen. Es war dies auch ein wesentlicher Impuls für sein politisches Engagement: Er konnte nicht anders, als sich über die Zensur, die Unfreiheit, die Barbarei der Kulturfunktionäre in Iran öffentlich zu entrüsten, als es längst lebensgefährlich geworden war. Er sagte immer: Laßt mich in Ruhe mit der Politik, und dann war er doch der erste und manchmal der einzige Schriftsteller in Teheran, der den Hörer abnahm, um den persischsprachigen Diensten der Auslandssender Interviews zu geben, uns per Fax Artikel nach Deutschland schickte und seine Kollegen zu einer Versammlung einberief und Protesterklärungen initiierte. Das war in den bösen Stunden, von denen er in den letzten Jahren so viele durchlitten hat, die Morde an seinen Freunden, die Anschläge auf ihn, die Festnahmen und Verhöre. In seinen besten Stunden, von denen ihm das Leben gegen Ende auch ein paar gönnte, war er ein anmaßender, selbtherrlicher und irrwitzig komischer Didakt aller Lebenslagen, eine Mischung aus Oberlehrer Hämpel, Groucho Marx und dem weisen Alten, wie ihn die buddhistischen Fabeln vorstellen. Selbst wenn er Backgammon spielte, hörte er nicht zu lehren auf (jedenfalls wenn er mit mir spielte). Ein schlechter Zug seines Gegners konnte ein Gewitter aus Vorhaltungen und Ratschlägen hervorrufen. Selbst wenn ich spülte, wußte er, wie es besser ging. Vielleicht hat dieser Zug einen Grund in seiner Herkunft, die auch die meine ist. Nicht nur der Geiz der Isfahanis ist Legende, sondern vor allem ihre Besserwisserei und der Trieb, sich in alle Angelegenheiten einzumischen, sofern sie einen nur ja nicht angehen. Und wenn zwei Isfahanis aufeinandertreffen, kommt die Welt, die in diesem Fall aus meiner Frau und meiner Tochter bestand, nicht aus dem Lachen heraus.

Ich hatte das Gefühl, daß Golschiri sich bei uns wohlfühlte. Er mied die Bekannten und Verehrer, von denen es in Köln, wie in fast allen Großstädten Westeuropas, ganze Heerscharen gab. Er ging selten aus und hatte anders als bei früheren Besuchen keine Lust, ins Theater, ins Museum oder ins Café zu gehen. Auch unsere Backgammonrunden zogen sich nicht mehr, wie es uns

früher passierte, bis in den Morgen hin. Es war offensichtlich, daß es ihm an Kraft fehlte. Er trank nicht, rauchte fast nie und aß wenig. Dafür gönnte er sich täglich einen langen Mittagsschlaf. Er selbst rief immer wieder, wie gut ihm die Stille tue, seit langem komme er endlich wieder zur Ruhe. Ich gab mich mit der Erklärung zufrieden und werfe mir bis heute vor, ihn nicht zum Arzt gebracht zu haben, der den Tumor vielleicht entdeckt hätte.

Wenn ich arbeitete, las er sich durch meine Bibliothek oder kroch mit meiner Tochter Ayda, die eben zu krabbeln gelernt hatte, durch die Wohnung. Er liebte sie, und sie liebte ihn. Ich möchte an dieser Stelle eine manchen gering erscheinende Tat annoncieren, die mir selbst jedoch – und keineswegs bloß aus Vatergefühlen – groß und für einen bedeutenden, gesundheitlich schon angegriffenen Schriftsteller bezeichnend vorkommt: Huschang Golschri war der erste Mensch, auf dessen Rücken meine Tochter jauchzend vor Vergnügen ritt. Manchmal schimpfte er mich aus, weil ich meiner Frau zu selten im Haushalt half, dabei hatte ich mit ihr ausgemacht, die Zeit, die mir die Arbeit ließ, vor allem ihm, der doch unser Gast war, zu widmen. Weil ich ihm das nicht sagen konnte, hielt Golschiri mich bis zum Schluß für einen unverbesserlichen Pascha. Er sorgte sich um unsere Beziehung und darum, daß ich vor lauter Vaterglück das Glück trete, von einer wunderbaren Frau geliebt zu werden (da er mir wie allen anderen Männern soviel Geschmack nicht zutraute, schrieb er unsere Beziehung himmlischen Mächten und ihrer Barmherzigkeit zu). Wenn er und Katajun sich unterhielten, taten sie es in einen ganz eigenen, scherzhaft-schäkernden Ton, der ihnen vorbehalten war. blieb etwas vom Essen übrig, setzte er alles daran, daß sie uns am nächsten Tag die Reste vorsetzte. Nach dem Essen war er selbst unter Körpereinsatz nicht davon abzuhalten, beim Abräumen zu helfen und das Geschirr in die Spülmaschine zu stellen (so ganz kraftlos war er denn doch wieder nicht). Dabei gefiel es ihm, wie ich mit meiner Tochter umging, auch daß ich alles tat, was iranische Männer seiner Generation nie getan haben, sie wickelte, sie fütterte oder sie gemeinsam mit ihm mitnahm, wann immer ich in der Stadt etwas zu erledigen hatte. Ein paar Monate zuvor, Anfang Februar 1999, hatten wir zu fünft –

Golschiri, Farzaneh, Katajun, Ayda und ich – die großen Feiern zum zwanzigsten Jahrestag der Revolution in Teheran besucht. Ich wollte etwas für die Zeitung schreiben, und alle bekamen Lust, mich zu begleiten. Nicht im Traum hätte er, der berüchtigte und vielfach verfolgte Regimekritiker, gedacht, einmal an den Revolutionsfeierlichkeiten teilzunehmen, aber als ich erzählte, hingehen zu wollen, war er sogleich begeistert. Wie wir unter den Hunderttausenden von Demonstranten zum „Freiheitsplatz“ spazierten, waren wir ein recht auffälliges Quintett: Unsere Kleidung, Kopftuch und Mantel der Frauen, Golschiris Kinnbart, wie ihn in Iran fast nur die Intellektuellen tragen, und meine glattrasierten Wangen wiesen uns als Angehörige einer sozialen Schicht aus, die an den Aufmärschen der Islamischen Republik so selten teilnimmt wie Protestanten an der Kommunion. Golschiri sammelte die Flugblätter der diversen Grüppchen ein, die unter den Anhängern der Revolution für besonders extremistische Positionen streiten, um ihre Sprache zu studieren. Immer wieder blieb er stehen, weil er sich an einem Stand oder Büchertisch in ein Gespräch verwickelte. Wie er aussah und was er sagte, fanden die Leute wohl merkwürdig, aber mit seinen freundlichen Neckereien brachte er sie ein ums andere Mal zum Schmunzeln. Manche erkannten ihn, aber niemand ging ihn unfreundlich an. Ohnehin war Golschiri nicht das eigentliche Objekt des Staunens. Viel kurioser erschien den Demonstranten, daß aus meinem langen schwarzen Mantel, der an diesem Tag schon ungewöhnlich genug war, das mit Mütze und Schal gutvermummte Gesicht Aydas hervorlugte. Ich hatte sie mir mit dem Wilky-Netz vor den Bauch gebunden, und da sie inzwischen über zwei Monate alt war, saß sie mit dem Gesicht nach vorn und blickte aus Riesenaugen auf die revolutionäre Welt. Golschiri war vom Wilky-Netz begeistert, weil es eine neue, in gewisser Weise ganz alte Beziehung zwischen Eltern und Kind anzeigte, aber auch weil er sich an den neugierigen Blicke und dem ungläubigen Tuscheln freute, mit dem vor allem die durchweg tiefverschleierte Frauen auf Ayda im Mantel reagierten. Beim Abendessen in Köln belehrte er uns immer wieder, wie wichtig es sei, daß viele junge Männer ein anderes Verhältnis zu ihren Frauen und Kindern hätten

als in seiner Generation. Er selbst sei früher auch ein typisch orientalischer Mann gewesen, der im Haushalt außer dem fertigen Essen nichts angerührt habe. Dann habe er eines Tages auf dem Nachhauseweg seine hochschwängere Frau entdeckt, die sich in eine lange Schlange eingereiht hatte, um Milch zu kaufen. Während des Krieges sei das gewesen, nichts als die Literatur, die Politik und die verschiedenen Sitzungen der verschiedenen Gruppen und Verbände habe er damals im Kopf gehabt. Er sei zu Farzaneh gegangen und habe ihr gesagt, sie solle nach Hause gehen und sich ausruhen. Ach, dämmert es dir etwa, daß es außer der Literatur und der Politik noch andere Dinge in unserem Leben gibt, habe sie gespottet.

Er hatte vor ihr Respekt, wie man es einem berühmten, älteren Herrn nicht zutrauen würde (die Resoluthet Farzanehs würde allerdings auch orientalischeren Männern als ihm Respekt einflößen). Tunlichst vermied er es, nur einen Funken ihrer gefürchteten Eifersucht zu wecken, und wenn seine Frau im Anschluß an eine Lesung oder auf einem Empfang doch einmal Grund hatte, die Augenbrauen hochzuziehen, weil der Charme mit Golschiri wieder einmal durchgegangen war, konnte er regelrechte Schlachtpläne entwerfen, um sie zu besänftigen. Ein ums andere Mal beschwor er – den Blick auf mich gerichtet, die Mundwinkel maliziös in die Höhe gezogen – den Wert der Treue und der gegenseitigen Fürsorge. Wohl erschloß sich uns in seinen Erinnerungen, mit denen er uns allabendlich unterhielt, eine Vergangenheit, die in jeglicher Hinsicht bewegt zu nennen war, aber Golschiri versicherte uns, sooft er sich in eine allzu libertine Anekdote verplappert hatte, daß spätestens die Heirat ihn geläutert habe. Dafür ließ er sich gern aus, wer unter seinen Kollegen es wann mit wem hatte, und zürnte jedem Schriftsteller, der seine Zeit vergeudete, anstatt sich der Literatur, dem Widerstand und der eigenen Frau zu widmen, zumal der Geheimdienst in ihrer aller Privatleben wühlte. Und was für einen schlechten Geschmack sie hätten, diese Kollegen! Wenn er uns dagegen von Farzaneh und den beiden schon fast erwachsenen Kindern sprach, wirkte er wie ein frisch Verliebter, der sein Glück noch nicht fassen kann. Seine Bodenständigkeit ist ihm nicht angeboren gewesen, sie rührte aus Demut her,

glaube ich: Er hatte viel gesehen und wollte nun bewahren, was das Leben ihm an Gutem geschenkt hatte. Weil es in Iran fast nur Schafskäse gibt, tischte ich fast jeden Abend köstliche Käsesorten aus Frankreich, Italien, Spanien auf, um ihn zu verwöhnen. Aber Golschiri rührte bis zum letzten Tag nur den türkischen Schafskäse an und sagte immer: Gott ein einziger, Frau eine einzige, Käse ein einziger. Er sagte das wirklich jeden Abend, so daß es uns zum geflügelten Wort geriet. Wenn ich ihm erklärte, warum ich trotz der vielen Arbeit und der vernachlässigten Pflichten im Haushalt nicht darauf verzichten konnte, montags im Deutschen Sportfernsehen die Live-Übertragung des Zweitligaspiels zwischen dem 1. FC Köln („dem Real Madrid des Westens“, wie ich ihm zu erklären versuchte) und irgendeinem Kickers Gütersbus zu verfolgen, und zwar mitsamt Vorberichterstattung und Trainerinterviews, sagte ich: Fußballverein ein einziger. Golschiri, der von Fußball nicht die geringste Ahnung hatte, setzte sich dann neben mich aufs Sofa und begann ab der zweiten Spielminute über meine Kölner Fußballer zu lästern, das niedrige Niveau der Partie, die laienhafte Taktik, das unbeholfene Auftreten, die mangelnde Spielkultur. Natürlich war kein Paß und kein Dribbling so gut, daß er nicht behauptet hätte, noch in seinem Alter besser mit dem Ball umgehen zu können. Nur als der 1. FC Köln ausgerechnet gegen Mönchengladbach verlor, hörte er zu frotzeln auf. Ohne ironischen Unterton tröstete er mich und forderte Katajun auf, heute nacht mit mir liebevoll umzugehen, „ausnahmsweise“.

Nach dem Abendbrot gingen wir meistens noch zum Rhein, die Nächte am *Zayanderud*, dem „Lebensspendenden Fluß“ von Isfahan, im Gedächtnis. Beinahe immer unterhielten wir uns über die Dichtung und die Sprache. Golschiri war interessiert, von den neuesten Entwicklungen in der deutschen Literatur und den Debatten in den Feuilletons zu erfahren. Auch über die Ästhetik des Korans, über die wir beide aus verschiedenen Blickwinkel geschrieben hatten, sprachen wir ausführlich. Gegen Ende seinen Lebens verfocht er, der einmal politisch weit links gestanden hatte, immer entschiedener das einzelne Besondere gegenüber dem großen Allgemeinen. Das galt für sein literarisches wie sein politisches Interesse, er trennte das nicht.

Daß zum Beispiel vom Ajatollah Chomeini gesagt werde, daß dieser niemals nach links oder nach rechts geschaut habe, wenn er täglich von seinem Haus im irakischen Nadschaf zur Moschee ging, und daß er während seines gesamten Aufenthaltes dort nicht ein einziges Mal zum Fluß spaziert sei, kam Golschiri beängstigend vor. Schließlich sage man dies zum Lobe Chomeinis, betonte er. Er bezeichnete das Verhalten Chomeinis als „prophetenhaft“. Es gehe nicht darum, die Propheten zu beleidigen. Es gehe darum, das Leben zu betrachten, dieses Leben von heute, dieses einfache und kleine Leben, diesen Fluß, diese Ente, dieses Abendbrot, es gehe darum, daß du eine Blume auf den Tisch stellst, daß du dein Zimmer fegst, daß man eben dies verachte und ignoriere. Wenn seine linken Freiheitskämpfer nachts schlafen wollten, hätten sie sich einen besonders harten Boden gesucht. Und als er mit ihnen im Gefängnis saß, habe er festgestellt, daß die Schläge, die sie sich und ihm im Spiel verpaßten, schlimmer waren als die Folter der Verhörbeamten. Golschiri glaubte an all dies nicht mehr. Der normale, durchschnittliche Mensch in dieser Welt brauche sein Leben nicht mehr nach solchen Utopien auszurichten. Der Mensch wisse, daß man das Leben nicht plötzlich verändern, daß man nicht auf einmal die Welt für alle Zeiten in Ordnung bringen könne, daß das gefährlich sei. Jedes Urteil, das für immer gefällt werde, sei gefährlich. Die wirklich moderne Literatur sei dies: sich von beiden Polen der Prophetie zu entfernen, dem positiven wie dem negativen. Nietzsche sei ein großer Mann gewesen, aber aus dem Inneren seines Denkens sei der Faschismus hervorgegangen, und aus dem Inneren des Christentums sei das Mittelalter und das Verbrennen von Menschen hervorgegangen, und aus dem einseitigen Islam, wie er es nannte, sei all dies hervorgegangen, was jetzt ist. Man könne seinen Glauben vertreten, täglich beten, eine Beziehung zu Gott haben und so weiter, aber wenn einer dies in die Gesellschaft trage und sage, ich bin der Stellvertreter Gottes – man sollte ihn in die Psychiatrie einweisen oder jedenfalls beaufsichtigen, denn er stelle für die menschliche Gesellschaft eine Gefahr dar.

Über solche Dinge unterhielten wir uns am Rhein. Vieles ist mir im Gedächtnis geblieben, manches habe ich später notiert. Auf dem Rückweg überlegten wir gemeinsam, welches Auto ich mir anschaffen sollte, denn nach Jahren des ökologisch motivierten, in alle Welt hinausposaunten Verzichts hatte ich mich wegen Ayda dafür entschieden, das selbst gesetzte Dogma über Bord zu werfen. Golschiri achtete mein grünes Bewußtsein, freute sich aber zugleich über jedes überwundene Dogma. Außerdem meinte er, eine junge Familie benötige einen Wagen. Das sagte er auch Katajun, die ein Auto in der Stadt für überflüssig hielt. Mit einem Auto könnten wir doch am Wochenende ins Grüne fahren und das Leben genießen, anstatt ständig zu arbeiten. Und so gingen wir die parkenden Autos ab und tauschten die Argumente aus, welches Modell am besten zu uns paßte. Ich plädierte entschieden für eine möglichst große, möglichst alte Limousine (aber mit G-Kat), während er den Aspekt der Wirtschaftlichkeit und Zuverlässigkeit hervorhob. Den Rat meines Vaters, einen gebrauchten Benz zu kaufen, billigte er. Ich fürchtete, ein Benz desavouiere mich als spießig, doch pries er die deutsche Autobaukunst und verwarf meine Sorgen als dummes Zeug. Um die verschiedenen Modelle zu begutachten, liefen wir oft kreuz und quer durch das Eigelsteinviertel. Natürlich beschäftigten ihn, der meines Wissens nicht einmal einen Führerschein besaß, Autos überhaupt nicht, aber weil sie mich in jenen Tagen beschäftigten, interessierte auch er sich für sie.

Im Namen der Zeitung, für die ich damals schrieb, schickte ich schließlich ein Fax an den Presseattachée der britischen Botschaft in Berlin. Noch am gleichen Tag erhielt ich einen Anruf des Konsuls aus Düsseldorf, der untröstlich war und Golschiri bat, sich das Visum jederzeit abzuholen, gerne auch außerhalb der Geschäftszeiten. Kurz darauf reiste Golschiri nach London, von wo er nach Teheran zurückkehren wollte. Weil es auf die Schnelle keinen günstigen Flug mehr gab, schlug ich ihm vor, den Eurostar zu nehmen. Er, der Weitgereiste, hatte höllische Angst, sich beim Umsteigen in Brüssel zu verirren, doch gelang es der Verkäuferin im Reisebüro und mir, ihn durch ausführliche Erläuterungen und unter Zuhilfenahme von Plänen des Brüsseler Bahnhofes

zu überzeugen, daß es einfacher sei, mit dem Zug von Köln nach London als mit dem Taxi von Süddeheran nach Westtteheran zu fahren.

Ein paar Monate später, Anfang Februar 2000, sahen wir uns in Teheran wieder. Er und seine Familie waren guter Stimmung, denn der Reformprozeß schien voranzukommen. Die Parlamentswahlen hatten das erhoffte Ergebnis gebracht, die Zeitungen waren mutiger denn je, und auch die Konstituierung des Schriftstellerverbandes, ein Lebenswerk Golschiris, kam voran. Außerdem hatte die Zensurbehörde signalisiert, einigen seiner Bücher die Druckerlaubnis zu erteilen. Wie fast immer verbrachte ich meinen letzten Abend bei den Golschiris und fuhr nachts von dort zum nahegelegenen Flughafen. Lange hatte ich nicht mehr einen so entspannten Abend in Teheran verbracht und so viel gelacht.

Das Verbot aller reformorientierten Zeitungen und die Verhaftungen der kritischsten Autoren hat Golschiri nicht mehr bewußt erlebt. An dem Tag, an dem ich von seiner Krankheit erfuhr, mußte ich einen Artikel schreiben. Weil am selben Abend ein lange schon schwelender Streit mit Katajun zum Ausbruch kam, nahm ich meinen Laptop und setzte mich vor eine Taverne. Ich schrieb über die Repression in Iran, über die festgenommenen oder jedenfalls arbeitslosen Freunde in den Redaktionen, die bei meinem Besuch zwei Monate zuvor noch so hoffnungsvoll gewesen waren, ich schrieb über das vorläufige Ende auch meiner eigenen Hoffnung und dachte gleichzeitig an Huschang Golschiri auf der Intensivstation. Alles verschmolz sich zu einer Verzweiflung, in der das mögliche Ende meiner eigenen Ehe, meines eigenen kleinen Familienglücks läppisch erschien. Aber es war traurig, daß sich Katajun und ich ausgerechnet jetzt zerstritten hatten, da Golschiri im Sterben lag. Vielleicht hatte er früher als wir den Konflikt erahnt, daß er uns so beschwor, sorgsam miteinander zu sein.

In den nächsten Wochen telefonierte ich oft mit Farzaneh. Die vielen medizinischen Fachgebriffe, die sie mir auf persisch sagte, um die wöchentlich wechselnden Diagnosen zu erklären, verstand ich nicht. Ich verstand nur, daß Golschiri, kahlgeschoren, den buschigen Kinnbart abrasiert, innerhalb von

Tagen bis auf die Knochen abmagerte und den Tod schon auf dem Antlitz getragen hat, als die Ärzte noch Zuversicht ausstrahlten. Wenn er für kurze Zeit aus seiner Bewußtlosigkeit hervortrat, nutzte er die wenigen Worten, die zu sprechen er in der Lage war, um Farzaneh und die Kinder mit ein paar angedeuteten Witzen zu trösten, bis er wieder in den Schlaf fiel und am 5. Juni 2000 entschied, nicht mehr zu erwachen.

Am Tag vor der Beerdigung beschloß ich, nach Teheran zu fliegen. Dieses eine Mal war es wirklich riskant einzureisen. In der konservativen Presse waren Hetzartikel erschienen, und mein Cousin in Isfahan hatte zudem den Hinweis erhalten, es werde gegen mich ermittelt. Niemand außer meiner Frau und der Redaktion wußte von meiner Reise. Meine Eltern hätten mich noch eigenhändig aus dem Flugzeug gezerrt, wenn sie geahnt hätten, daß ich nicht nach Hamburg, sondern nach Teheran fliegen wollte. Schon gar nicht kündigte ich mich in Teheran an. Da ich nur ganz kurz bleiben konnte, hatte ich ohnehin vor, ins Hotel zu gehen, denn wenn man in Iran eine Tante besucht, muß man alle Verwandten besuchen. Anders als bei allen vorherigen Reisen nach Iran hatte ich reale Angst, in Teheran am Flughafen verhaftet zu werden, aber anders als bei den vorherigen Reisen versuchte Katajun mich nicht vom Flug abzuhalten. Sie sorgte sich, aber weil sie sofort verstanden hatte, daß und warum ich fliegen mußte, zeigte sie mir nur ihre Liebe, nicht ihre Furcht. Das hat uns sehr nahegebracht. Im Gegensatz zu ihr war ich selbst allerdings nervös und fahrig, wie ich sonst selten bin (außer wenn der 1. FC Köln spielt, versteht sich). Mehrfach buchte ich im Verlauf des Mittwochs den Flug und stornierte ihn wieder, bis ich um 13.45 Uhr Herrn Kochems von Aventurasreisen endgültig zusagte. Ich war unsicher, ob ich mich nicht wie ein kleines Kind verhielt, ob es nicht übertrieben und allzu pathetisch war, wegen einer Beerdigung eigens nach Teheran zu fliegen, zumal unter diesen Umständen. Aber als ich um 15 Uhr im Zug nach Frankfurt saß, wurde ich ruhig. Auch als man mir in Teheran den Paß abnahm und ich darauf wartete, verhört zu werden, war ich ruhig, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Die Ruhe kam nicht von mir, sie kam von ihm. Ich wußte, daß ich etwas tat, was

ich tun mußte. Ich wußte, daß es richtig war. Ich erklärte dem Beamten, daß ich nach Iran gekommen sei, um meinen Freund und Lehrer Huschang Golschiri zu Grabe zu tragen. Der Beamte fragte mich über alles Mögliche und Unmögliches aus und schrieb meine Antworten eifrig mit. Dann mußte ich unterschreiben, was er notiert hatte. Zu meiner Verblüffung holte er meinen Paß hervor, drückte ihn mir in die Hand und entließ mich, nicht ohne sein Beileid ausgedrückt zu haben. Gegen halb fünf Uhr morgens erreichte ich das Hotel. Dreieinhalb Stunden später nahm ich mir ein Taxi. Vor der Iranmehrklinik hatten sich Tausende Menschen versammelt. Ich drängelte mich ins Krankenhaus und nannte an einer Tür, aus der Angehörige ein- und ausgingen, meinen Namen. Für ein paar Sekunden zeigte ich mich Farzaneh, damit sie wußte, daß ich gekommen war. Sie war in keinem Zustand, in dem sie hätte etwas sagen oder auch nur andeuten können. Von den Tränen war ihr Gesicht aufgeblasen wie die Brust einer stillenden Mutter. Ich wechselte ein paar Worte mit den Kindern, trat aus der Tür und verschwand unter den Trauernden.

Nach dem Begräbnis kehrte ich ins Hotel zurück. Ich hatte den Rückflug für die übernächste Nacht gebucht, um wenigstens ein paar meiner Freunde in den verbotenen Zeitungen zu treffen. Aber nun wollte ich einfach nur nach Hause. Diese Reise gehörte meinem Abschied von Golschiri. Ich kam beim Büro der Lufthansa nicht durch, also fuhr ich hin, um den Flug umzubuchen. Den Abend verbrachte ich in der Wohnung der Golschiris, wo die engsten Freunde, Schüler und Verwandten zusammengekommen waren. Golschiri und ich hatten gemeinsam ein Projekt initiiert, junge iranische Autoren nach Deutschland einzuladen und eine Anthologie neuer iranischer Literatur herauszubringen. Er hatte bei seinen Lesungen in Deutschland so begeistert über die Arbeiten der jüngeren Schriftsteller und Schriftstellerinnen gesprochen, daß wir die Unterstützung des Goethe-Institutes und des Hauses der Kulturen der Welt erhielten. Ich besprach mit Farzaneh, wie ich das Vorhaben zu Ende führen mußte, damit es den Geist Golschiris in sich barg. Daß wir noch am Tage des Begräbnisses besprachen, wie sein Werk und sein Anliegen fortzuführen sei,

half ihr ein wenig, so schien mir. Ich machte mir Notizen, und sie stellte mich seinen nächsten Schülern vor. Ich sagte ihr, daß die Veranstaltungsreihe und die Anthologie den Namen Huschang Golschiris im Titel führen werde.

Als ich das Flugzeug betrat, begrüßte mich die gleiche Stewardess, die mich in der Nacht zuvor verabschiedet hatte. Das sei aber eine kurze Reise gewesen, lächelte sie. Ich habe nur jemandem Auf Wiedersehen sagen wollen, erwiderte ich.

©Navid Kermani